



#mahlzeit

Eine literarische Kolumne von
Stefan M. Dettlinger

O Gott, ich bin Frauenversther

Ein Leser schrieb mir neulich, ich hätte früher ja gute Artikel geschrieben, gegen den Strich und so. Der Leser, nennen wir ihn einfach Eddie, habe sie mit großem Vergnügen gelesen. Früher hätte ich auch Themen meines Kompetenz-Bereichs behandelt. Jetzt aber nicht mehr. Ich würde, so Leser Eddie in seinem eher angriffslustigen Schreiben, jetzt dem Mainstream folgen und mich „als großer Frauenversther und Gleichmacher gerieren“, ich würde über Feminismus, Sexismus, Quoten und solche Sachen fabulieren. Ja: Er schrieb fabulieren. Und überhaupt: Es sei nicht mehr lesenswert, was ich unter mir lasse. Was lasse ich nur unter mir? PF? Pipi und Fäkalien? Igitt!

So tief bin ich also gesunken: Ich bin ein Frauenversther, und was ich unter mir lasse, ist, ich wage es kaum aufzuschreiben: nur Mist. Das zieht mich echt runter und macht mich nachdenklich. Mein Selbstbewusstsein hört ja auch irgendwo nach einem Meter außerhalb meines Körpers auf zu existieren. Außerdem: Was genau ist die Kritik beim Vorwurf Frauenversther? Ist ein Frauenversther so etwas wie ein Warmduscher, Vorwärtseinkopfer oder Weichei? Bin ich das jetzt auch? Ich dusche ja warm, parke vorwärts ein, was deutlich schwieriger ist als rückwärts, und das mit dem Ei, tja...

Ich habe darüber mit Frauen gesprochen. Alya und Caro. Sie sind selten einer Meinung. Diesmal aber waren sie vereint entsetzt, weil sie mich als jemanden kennen, der von Frauen schon als sexistisch angefeindet wurde und schon immer Freidenker war und quer dachte, lange bevor krude Querdenker das coole Querdenken ad absurdum geführt und damit verunglimpft haben. Caro zitierte mich sogar: „Du selbst sagst doch immer, dass nur schwache Fische immer mit dem Strom schwimmen.“ Das stimmt: Ich schließe mich eigentlich nie einfach so unüberlegt dem Denken anderer an, ja, das fällt mir außerordentlich schwer, was manchmal auch zum Problem werden kann. Zum Beispiel für Freunde, Alya, Caro, die Kirche oder den Pianisten Igor Levit, dessen Denken ich gern verstehen würde. Das ist ein anderes Thema.

Ich mag den alten Satz von Konstantin Wecker aus dem „Willi“: „Freiheit – das heißt keine Angst haben vor nix und niemand.“ Ich beziehe das auch auf die Freiheit des Denkens und Schreibens. Nun aber hat mein Körperteil, das für Denken und Schreiben zuständig ist, Angst vor Eddie. Angst, dass Eddie mir vorwirft: „Dein Denken ist nicht frei, du warmduschender Mainstream-Frauenversther!“

Eigentlich wollte ich immer ein Menschenversther mit innerem Wertekompass sein. Natürlich sind Frauen und Männer unterschiedlich. Aber der Eine ist nicht besser als die Andere. Wenn ich als Mann versuche, Frauen zu verstehen, tue ich doch das, was man bei Religionen immer so schön „Dialog“ nennt. Eddie, bitte, denken Sie nach, ob Sie das so gemeint haben. Ich denke, ich bin ein Männer- und Frauenversther, was nicht heißt, dass ich auch ein Eddie-Versther bin. Ist, was ich schreibe, wirklich etwas, das ich unter mir lasse? Pipi und Fäkalien? Die Sprache verrohrt wirklich...

Schreiben Sie mir:
mahlzeit@mamo.de

„Man kommt aus seiner Haut nicht raus“

Politischer Rap – aber kein Politrapper. Fatoni über sein neues Album „Delirium“ mit Edgar Wasser, seine Motive und warum einige Texte, die sexistisch klingen, eine feministische Basis haben.

Von Joana Rettig

Er in Berlin, die Autorin in Mannheim. Bevor das Video-Interview mit Rapper Fatoni beginnen kann, klingelt es an seiner Haustür. Er entschuldigt sich, öffnet die Tür. Aus seinem Wohnzimmer musste er flüchten. „Die bauen unter mir ein Café und haben genau jetzt mit dem Bohren begonnen.“ Work-Life-Balance in der Pandemie. Doch genau dieses Szenario schafft eine gewisse Vertrautheit. Über sein neues Album soll gesprochen werden. Stattdessen wird das Interview ein Einblick in die Gedankenwelt eines Hip-Hoppers.

Bevor wir richtig beginnen, eine Frage: Fatoni oder Anton?

Fatoni: Je nach Kontext eigentlich. Fatoni finde ich gut. Ich mag aber auch meinen Namen Anton. Wobei... nein, ich nehme doch lieber Anton, ich möchte nicht mit Fatoni angesprochen werden. Anton ist mein Name.

Okay, Anton, in Ihrem Album „Delirium“ mit Edgar Wasser sprechen Sie Gesellschaftsthemen an. Sind Sie ein alter weißer Mann?

Fatoni: Ich glaube, ich bin weder biologisch alt, noch erfülle ich alle Kriterien, um den politischen Begriff zu repräsentieren.

Ich spiele hier auf eine Textpassage in „YOLO“ an.

Fatoni: Ja, stimmt. „Könnte daran liegen, was für ein alter weißer Mann ich bin“, rappe ich da. Da geht es um Privilegien. Die Frage kann ich also weder mit ja noch mit nein beantworten. Ich bin weder ein alter weißer Mann, noch könnte ich behaupten, auf keinen Fall ein alter weißer Mann zu sein. Ich habe auch Literatur dazu gelesen, beispielsweise „Alte Weiße Männer“ von Sophie Passmann. Ich bin auf jeden Fall ein weißer Cis-Mann mit deutschem Pass. Deswegen stehen mir viele Türen offen.

Welche? Im Vergleich zu wem?

Fatoni: Ich kann viele Dinge tun, die andere nicht können. Ich kann in fast jedes Land der Welt reisen, ich bekomme leichter eine Wohnung oder einen Job als andere Menschen mit anderem Namen oder anderer Hautfarbe. Trotzdem ist es an der Stelle auch ambivalent zu betrachten. Es ist schwierig, zu erklären, aber man darf diesen Satz nicht ganz so ernst nehmen. Andererseits aber auch schon. Ich lege mich da nicht fest – so sehe ich den Song, zumindest meine Parts. Edgar spricht das ganz anders an. In dem Song haben wir unterschiedliche Auffassungen.

Künstlerische Differenzen?

Fatoni: Ja... (lächelt)

Wo wir beim Thema wären: Bevor Sie „Künstlerische Differenzen“ veröffentlicht haben, haben Sie auf Instagram ein Video gepostet, in dem Sie sagen, es gebe doch kein Album. Die Differenzen seien zu groß – ein Promo-Streich. Haben Sie viele Nachrichten bekommen?

Fatoni: Ja, extrem viele. Nicht nur auf Social Media. Auch privat: Freunde und so. Viele haben es geglaubt, das war sehr unangenehm. Viel unangenehmer, als ich gedacht hätte. Ich hatte aber auch echt Spaß daran.

2019 sagten Sie in einem Interview, Sie machen keinen Polit-Rap. Wie sehen Sie das heute?

Fatoni: Immer noch ähnlich. Ich merke bei mir selbst, dass ich immer weniger Lust habe, Themen anzusprechen, über die alle sprechen. Beispielsweise haben Rapper in meiner Bubble und ich viel über Verschwörungsideologien gemacht. Für mich war das Thema durch, aber



Meistens gesellschaftskritisch und trotzdem lässig – Fatoni hat ein neues Album herausgebracht.

BILD: SIMON HEGENBERG

Rapper und Schauspieler

■ Fatoni, bürgerlich **Anton Schneider**, wurde 1984 in München geboren.

■ Bis 2010 war Fatoni auch **Teil der Brassband Moop Mama**. Neben seiner Rapkarriere ist er als Schauspieler aktiv.

■ „Delirium“ erscheint an diesem Freitag auf allen Streamingdiensten. Die CD (15 Euro) gibt es unter fatoni-edgar-wasser.de

Sie sind ja schon gesellschaftskritisch, auch in diesem Album: Feminismus, Antirassismus, Verschwörungsideologien, Trump...

Fatoni: Dinge, über die ich gerade gesagt habe, ich würde nie darüber sprechen. Das ist ein bisschen lustig. Ja doch, natürlich, Sie haben recht. Es gibt ein Thema, an dem ich mich immer wieder abarbeiten kann, ein Rap-interne Phänomen, das mich

nicht loslässt: dass sogenannte Kollegen mir völlig fremde Weltbilder haben, die man in rechtskonservativen Kreisen verortet. Es macht mich immer wieder so sauer. Das liegt vielleicht daran, dass ich als Teenager dachte, die Hip-Hop-Szene sei so etwas wie eine bessere Welt. Das ist sie aber nicht. Dass da Männer rumlaufen, die Homosexualität nicht akzeptieren, die Frauen verprügeln – dass all das passiert, was überall passiert, kann ich emotional nicht akzeptieren.

Auf eine Anfrage zum Thema Feminismus hatten Sie mal geantwortet: „Es ist ein schmaler Grat zwischen Rap-Musik machen und woke sein.“ Was ist woke für Sie?

Fatoni: Das ist vielleicht auch der gleiche Grund, warum ich mich nicht als Polit-Rapper verstanden haben will: Wie in jeder Subkultur gibt es ein klares Verständnis von „was ist cool? Was hat Swag? Wie funktioniert ein guter Rap-Song?“ Ich denke, dass ich da einen guten Weg für mich gefunden habe. Ich

sage auf diesem Album einen Satz, bei dem ich auch Angst habe, ihn auf der Bühne zu sagen, bei dem es mir unangenehm war, ihn aufzunehmen. Trotzdem habe ich es gemacht, obwohl ich dieses Wort eigentlich nicht mehr sage. „Ich wäre gerne weniger woke, ich würde gerne Fetze sagen können... he he Joke.“ Es ging nur dieses Wort, alles andere hätte diesen Satz abgeschwächt. Über so etwas mache ich mir Gedanken, während andere, auch linke Rapper, dieses Wort 70 mal in einem Song sagen. Woke bin ich in dem Sinn: Ich verwende keine diskriminierende Sprache. Auch das Beispiel gendern. Du kannst ja total schwer einen lässigen, coolen Rap-Song machen, in dem du gendert.

Nach dieser Definition für das Wort „woke“ – würden Sie sagen, „Alle 11 Minuten“ ist woke?

Fatoni: Das würde ich schon sagen. Vielleicht lehne ich mich da jetzt weit aus dem Fenster, aber ich finde, das Lied hat eine feministische Grundaussage. Natürlich kannst du den Refrain aus dem Kontext reißen – dann ist er ein ganz normaler sexistischer Rap-Song. In meiner Strophe geht es aber darum: Wieso ist der Satz „Ich fickte deine Mutter“ eine Beleidigung für einen Mann? Die Idee, dass du einen Mann über die Sexualität eines weiblichen Familienmitglieds entwürdigend kannst, ist absoluter Schwachsinn. Darum geht es. Also: Ich fickte deine Mutter, aber alles ist cool. Das ist total einvernehmlich und sie hat voll ihren Spaß, ich bin voll der liebe Typ – was ist dein Problem?

Stellen Sie sich mal vor, Sie sind ein Musikkritiker. Sie hören das neue Album von Fatoni und Edgar Wasser. Dann kommt „Danke für dein Feedback“. Wie fühlen Sie sich?

Fatoni: Hmm... (überlegt, lange Zeit sagt er erst einmal gar nichts)... vielleicht nicht ganz so ernstgenommen? Als wäre es nicht gewollt, dass ich eine Kritik schreibe? Kann das sein? Wobei: In dem Song geht es ja nicht so sehr um die Menschen, die Musikkritiken schreiben.

Ich habe es nicht nur so verstanden, es geht auch um nervige Fans.

Fatoni: Ja schon, aber das ist alles halb so wild. In meinem Part geht es vor allem darum, dass so viele Dinge immer wieder kommen. Immer die gleichen Jokes. Zum Beispiel über mich und ein albanisches Reiseunternehmen, das sich genauso schreibt wie ich, also Fatoni. Das ist natürlich überhaupt nicht schlimm.

Im Refrain lässt sich aber schon ableiten, dass Sie auch Kritikerinnen und Kritiker nicht so ernst nehmen, wenn sie sagen: „Der Beat ist nicht so geil, die Texte haben mir nicht so ganz gefallen.“

Fatoni: Was soll ich damit auch machen? So... hä? Yo, dann fand er's halt nicht so geil, dann muss er halt was Anderes hören. Es ist ja oft so, dass Kritikerinnen und Kritiker sich nicht mehr die Zeit nehmen können, das Album richtig durchzuhören. Sie bekommen vielleicht 15 Euro für so eine Kritik, spulen das Album halbwegs vor und haben meist eine vorgefertigte Meinung. Dann schreiben sie vielleicht eine schlechte Review über etwas, womit sie sich eine halbe Stunde beschäftigt haben, woran du aber zwei Jahre lang gegessen hast.

Ist notiert, wir arbeiten dran...

Fatoni: Jetzt habe ich Angst vor Ihrer Kritik.

Keine Sorge, Sie können beruhigt schlafen.

Langversion unter
bit.ly/3b6VgUG

„Delirium“ – jeder Track eine Bombe

Na gut. Dieser Song hat Style. Der Beat ist richtig geil. Und auch die Texte haben gut gefallen. So könnte jedes Lied auf dem Album „Delirium“ beurteilt werden. Im Track „Danke für dein Feedback“ rechnen die Rapper Fatoni und Edgar Wasser auch mit Menschen ab, die mit wenig konstruktivem Feedback ankommen. Und wer den Track dann hört, weiß, was mit den Einstiegszeilen gemeint ist.

Politisch, gesellschaftskritisch, ironisch, verdammt witzig, rap-

und produktionstechnisch auf gewohnt höchstem Niveau. Die beiden sind für ihre sarkastischen, selbstironischen und gern mal provokanten Texte bekannt. Das alte Rap-Ehepaar arbeitet seit vielen Jahren miteinander. Für Fans ist es nur logisch, dass auch endlich wieder ein Kollabo-Album rauskommt. Das letzte war „Nocebo“ (2013). Und das Warten hat sich so was von gelohnt.

Für „Delirium“ haben sich die beiden nicht gescheut, heftig auf

der Werbetrommel herumzubalieren – begonnen mit „Realität“, das perfekt zur Zeit gepasst hat: Der Sturm auf das Kapitol in Washington und die seltsamen Figuren, die sich dort zeigten, heizten den Klickzahlen ein. Es folgten „Der Beste“, „Alle 11 Minuten“, „Künstlerische Differenzen“ und „Das Leben ist dumm“ – alles Bomben. Man könnte meinen, da kann gar nichts mehr gehen. Falsch gedacht. Auch der Rest haut rein. Ergo: jeder Track eine Bombe. *for*